

## „Desert Places“ (Verlassene Orte)

Den letzten Zeilen des Gedichts von Frost – „Sie können mich nicht schrecken mit ihren leeren Räumen/Zwischen den Sternen – Sternen ohne Menschen ...“ – wohnt jene merkwürdige Art von Courage inne, die auch Kinder an den Tag legen, wenn sie auf dem Schulhof mit ihrem „du kannst mich nicht schrecken“ herausplatzen, um sich Mut zu machen; der Welt schreien sie eine ähnlich trotzig Behauptung entgegen. Natürlich ahnen sie, dass ihre Worte hohl klingen und dass aller Mut im Schrei selbst liegt. Doch das Wissen um die Vergeblichkeit ihrer Herausforderung und die Kampfansage wirken trotz allem auf seltsame und paradoxe Weise ermutigend. Desgleichen wenn wir als Erwachsene – wie Lear – in Momenten sinnloser Wut unsere kleinen Fäuste gegen den Himmel recken und ausrufen: „Blast Winde, sprengt die Backen! Wütet, blast!“. Auch wir wissen, dass wir nichts als „arme Knechte“ des Universums sind und dass unsere Wut mehr Getöse als Mut ist. Aber alles andere käme einer Verleugnung unserer Menschlichkeit gleich.

Selbstverständlich zehrt es an den Kräften, dieses ständige Mit-dem-Rücken-zur-Wand, das uns mehr abverlangt, als wir geben können. Und so wandern wir weiter, mit gesenktem Kopf, den Blick abgewandt, und nur die Sorglosigkeit der Jugend und die Banalität des Alltags bewahren uns vor dem damaszenischen Moment auf der Heide, da uns möglicherweise bewusst würde, dass wir nicht mehr sind als ein „armes, zweizinkiges Tier“. Ein dumpfes Dasein – es sei denn, wir stossen zufällig auf unsere „eigenen verlassenen Orte“, die uns zwingen, gegen das Hohngelächter des Universums anzukämpfen; in diesen Momenten des

umfassenden Schreckens sind wir wirklich lebendig.

Glücklicherweise gibt es Momente, in denen die Kunst den Mut hat, diese „verlassenen Orte“ sichtbar zu machen, und gerade Hammers Prärieaufnahmen erzählen Geschichten, die uns daran erinnern, dass wir trotz aller Prahlerei, Selbstinszenierung und Errichtung von Imperien einsame Kreaturen auf diesem Planeten sind. Sie wecken uns aus unserer Schläfrigkeit. Diese Aufnahmen von „verlassenen Orten, an denen kein Mensch ist“ und wo sich der Himmel in kalter Helligkeit wölbt, rufen eine elementare Angst hervor, wie es bei Wordsworth heisst. Es sind entweder die Elemente selbst, die uns ängstigen, oder, vielleicht noch treffender, das, was uns die Elemente über uns selbst offenbaren. Es sind unsere „eigenen verlassenen Räume“, die wir fürchten. Irgendwann einmal hätten wir auf unseren Ängsten eine Theogonie errichtet, doch Hammer versagt uns diese Gelegenheit – in diesen Bergen, in diesen Wolken gibt es keine Götter, die unseren Schwindel lindern könnten. Hier gibt es so viel Himmel, dass wir uns an das vorhandene kleine Stück Land klammern müssen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Und in den Bildern, in denen mehr Land zu sehen ist, handelt es sich oft um ein Trompe l'œil – Bergseen und Prärieteiche spiegeln den Himmel so gründlich, dass wir benommen und mit dem Rücken zur Wand stehen bleiben, während der Abgrund unsere Ängste verhöhnt.

Hammer räumt auch mit der Lüge des Frontier-Ethos auf, mit dem Kanadierinnen und Kanadier aufgewachsen sind und dem zufolge wir die Zivilisation den Unizivilisierten, Gott den Gottlosen und die Gastlichkeit den Gastlosen gebracht haben. Wo sein Blick auf die Zivilisation fällt, offenbart er

Hinfälligkeit und Endlichkeit. Alte Gebäude sind nicht nur gescheiterte Träume, sondern auch Zeugen unserer verfehlten Raubgier – die Elemente haben sich durchgesetzt. Wir sind gekommen und gegangen, das Land aber bleibt. Diese Bilder entfalten eine apokalyptische Stimmung, die an die Western-Trilogie von McCarthy erinnert. Vielleicht plagten sich hier einst Menschen ab – jene „zweizinkigen Tiere“ – , aber jetzt sind keine mehr da. Es ist eine mühevollte Geschichte, die hier erzählt wird.

Ist es also ein Klischee zu behaupten, der Sturm stehe immer bevor und wir seien endlich, das Universum jedoch nicht? Bei jemandem mit weniger Talent, bestünde diese Gefahr, und in diesem Fall blieben uns nur tolle Fotos für einen Kalender. Aber Hammer beweist mehr Mut; er wendet den Blick ab vom Sicherem und Einfachen in diesen Bildern und setzt sich stattdessen mit unserer Einsamkeit auseinander. Der Schwindel, den wir empfinden, ist auch sein Schwindel und nicht etwa ein Trick, den die Kamera mit uns spielt. Licht fällt auf einen kleinen Fleck inmitten eines Pferchs, und wir werden hineingezogen, eingesperrt, allein, und der Rand der Welt liegt gleich jenseits des Zauns; durchhängende Telefonleitungen vom Nirgendwo ins Nirgendwo flüstern das Echo vergessener Wörter; Gebäude, mit den Runen einer längst vergangenen Betriebsamkeit übersät, erinnern an Stonehenge, Zeugen eines längst vergessenen Gottes. Und wenn wir im Versuch des Verdrängens mechanische Linien zurücklassen, Furchen an einem Hügel, Betonpisten und Überführungen, Stadtstrassen, dann zeigt uns Hammer, dass auch Gesten von der organischen Kraft der Elemente vereitelt werden. Bei diesen Linien dringt Unkraut durch den Asphalt, oder sie ziehen unseren Blick auf das Zusammentreffen von

Himmel und Erde, das nie verblichen oder verschwommen erscheint, sondern klar und kalt. Dieser Himmel drängt uns zurück auf die Erde wie Schuljungen, die mit dem Rücken zur Wand stehen.

Letzten Endes sind diese Aufnahmen der kanadischen Prärie nicht deshalb so prophetisch und ironisch, weil sie einen leicht charakterisierbaren, gefährdeten Schauplatz zeigen, sondern weil sie von einem Ort stammen, an dem wir arrogant und blind annehmen, wir hätten die Unsterblichkeit erreicht. Hammer öffnet uns die Augen, sofern wir den Mut haben, zu sehen, und er erinnert uns daran, dass wir ach so sterblich sind.

**Larry Paetkau, Winnipeg Kanada**

Februar 2012